

Rede des Ernst-Bloch-Preisträgers Eric J. Hobsbawm

zur Verleihung des Ernst-Bloch-Preises 2000 am 5. November 2000

Meine Damen und Herren,

mit großer und doppelter Freude nehme ich heute den Ernst-Bloch-Preis an. Erstens bin ich mir, als Leser aller meiner Vorgänger in diesem Preis, nämlich Dolf Sternberger, Hanns Mayer, Leszek Kolakowski, Jürgen Moltmann und Pierre Bourdieu, der Ehre des Ernst-Bloch-Preises wohl bewusst. Zweitens aber, habe ich nicht nur eine persönliche Beziehung zum Werke Blochs, da ich wohl der erste Rezensent des PRINZIPS HOFFNUNG in der englisch-sprachigen Presse war, sondern ich habe ihn und Frau Karola noch selbst gekannt. Sie besuchten mich 1961 in England - wenn ich mich recht erinnere, führte ich sie nach Cambridge - und in meiner Bibliothek steht noch immer das Rezensionsexemplar des PRINZIPS HOFFNUNG, mit den Zeilen, die mir Bloch damals hineinschrieb, und das Exemplar der Neuauflage der ERBSCHAFT DIESER ZEIT, das er mir im folgenden Jahr schenkte, mit der Widmung "dem Freund, dem ketzerischen Rechtgläubigen und Mitstreiter". Als ich ihn zum ersten Mal traf, war er 76, und erschien mir, dem damals 44-jährigen, wie der Idealtyp des weisen alten Philosophen: mit begeisterten Augen hinter der dicken Brille, mit ernstem, zerfurchtem, Gesicht unter einem ergrauten Haarschopf - warum eigentlich stellen wir uns den modernen Weisen seit Sokrates so selten mit Glatze vor?-. also wie der Autor des Prinzips Hoffnung eben aussehen sollte.

Aus Zusammenkünften zwischen großen alten Denkern und jüngeren Bewunderern kommt meist nicht viel. Ich habe aber doch eine unvergessliche Erinnerung an Bloch aus jener Zeit. Es war ein Abend, wohl um 1962, im Londoner Hotelzimmer Otto Klemperers. Der große Dirigent hatte seinen Jugendfreund zu sich geladen, und ich hatte das Glück dabei zu sein. Lotte Klemperer, mein Freund der Maler Georg Eisler und ich saßen still im Hintergrund und hörten wie gebannt dem Gespräch zu. Sie schienen irgendwie überlebensgroß. Worüber sprachen sie? Über ihre Jugend, und über Musik. Übrigens war es klar dass Klemperer Ernst Bloch als musikalisch ebenbürtigen Gesprächspartner behandelte. Sie sprachen über Beethovens Neunte. Sie sprachen besonders lange über Fidelio, die große Oper der menschlichen Befreiung und wie die politische Bedeutung dieser Oper musikalisch zu erfassen sei. Es ist sogar einem Historiker meines Alters heute kaum mehr möglich, sich in die rheinische Jugend dieser beiden überlebenden Dinosaurier aus einer ausgestorbenen bürgerlichen Kultur, der vor 1914, einzufühlen. Zuviel ist seitdem geschehen. Und doch kam aus dieser bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts der Glaube an die Befreiung der Menschheit, der, durch ein langes, illusionszerstörendes Leben diese beiden alten Titanen begleitete.

Ich habe also zwei Gründe der Stadt Ludwigshafen und der Jury meinen Dank für diesen schönen Preis auszusprechen. Natürlich danke ich Ihnen für die Ehrung, welche dieser Preis bedeutet, aber auch dafür, dass Sie mir die Gelegenheit geben, meinen Namen mit dem Ernst Blochs zu verbinden.

In der Begründung der Jury für meinen Preis heißt es, meine Arbeit stehe "in einem spannungsreichen, korrigierenden, aber gleichwohl nicht einfach ablehnenden Verhältnis zu Blochs Hoffnung." Ich glaube doch Bloch etwas näher zu stehen als es dieser Satz andeutet, und nicht nur weil der Utopismus millenaristischer Bauernbewegungen schon als ein Hauptthema in meinem ersten Buche zu finden ist, den SOZIALREBELLEN. Es stimmt allerdings, dass ich als Historiker das Thema anders angreife. Wer den Glauben an die Möglichkeit der völligen Erneuerung der Welt nicht versteht, oder verstehen will, der kann die moderne Geschichte nicht begreifen, denn die Idee des Fortschrittes, welche seit der Aufklärung unser Zukunftsbild beherrscht - ob es sich um bessere Welten oder Lippenstifte handelt - , setzt der Verbesserung keine Grenzen, und kann ihnen auch keine setzen. Es ist nur eigenartig, dass man aus ideologischen Gründen gesellschaftlich nicht wahrhaben will, was wir im materiellen Leben als selbstverständlich annehmen, nämlich dass wir heute erwarten, dass die Grenze zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen jeden Tag überschritten wird. Warum sollte das nicht auch im Streben nach dem Glück der Fall sein, jener "neuen Idee in Europa" (wie sie Saint-Just nannte), welche seit Jefferson den Grundstein der amerikanischen Unabhängigkeit bildet? Es sollte uns nicht erstaunen, dass in den Vereinigten Staaten, die übrigens seit dem frühen 19. Jahrhundert par excellence das Land der utopischen Kolonien und Kommunen sind, das Vokabular der Utopie auch heute noch zum politischen Alltagsdiskurs gehört. Es bestürzt eher dass der ursprünglich sozialutopische "American dream" in der Fernsehsprache heute nicht viel mehr bedeutet als dass man, wenn man will, dort gut verdienen kann.

In diesem Sinn ist die ganze moderne Geschichte seit dem 18. Jahrhundert utopisch, denn sie ist a priori revolutionär, d.h. der grenzenlosen Weltveränderung verschrieben. Und zwar nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv: wir alle glauben, wie auf dem wunderbaren Bild Watteaus, dessen utopisches Kolorit Bloch ja erkannte, an eine Abfahrt nach Cythera, dem Ort des schönen Götterfunkens der Freude, getragen von der Macht unserer Sehnsucht. Ja, seit der Insel Utopia ist die Fahrt übersee in eine wunderbare Zukunft auch eine politische Metapher. Ich denke an ein Bild der österreichischen Sozialdemokratie zum ersten Mai 1891. Da zeigt Marx, Das Kapital in seinen Händen, über das Meer auf eine jener malerischen Anselm- Feuerbachschen Inseln, hinter der die Maitagsonne aufgeht. Ihre Strahlen tragen die Devisen der französischen Revolution, die auf so vielen der ersten Abzeichen und Blättern zum Maifeiertag zu finden sind: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Marx ist von Arbeitern umgeben, die vermutlich bereit sind, die Flotte von Schiffen zu bemannen, die zur Insel fahren wird, was immer sie dort erwartet. Ihre

Segel tragen die Inschriften: "Allgemeines und direktes Wahlrecht, Achtstundentag und Arbeitsschutz."

Was glaubten die Arbeiter von 1891 auf der Insel Sozialismus vorzufinden? Sicherlich mehr als das demokratische Wahlrecht und den Wohlfahrtsstaat, obwohl sie die natürlich auch wollten. Es war wohl nichts anderes als das was während des zweiten Weltkrieges die jugoslawischen Kommunisten ermutigte, nämlich die Hoffnung, nein die Überzeugung, ich zitiere Milovan Djilas, dass "der höchste Gipfel der Freiheit und des menschlichen Wohlstands nach ihrem Sieg erscheinen wird". Die österreichischen Arbeiter hatten bloß mehr Glück als die Partisanen Titos.

Weder die einen noch die anderen hatten ein konkretes Zukunftsbild, und ein solches hätte ihnen auch kaum geholfen. Zum Unterschied von den utopischen Ideen, gehören die Versuche utopische Sozialentwürfe konkret zu verwirklichen, von den Wiedertäufern bis zu den Erben der neunzehnhundertsechziger Hippies, weniger in die Weltgeschichte als in die Lokalchronik; sogar die der utopischsten, und sichtbarsten aller Berufe des zwanzigsten Jahrhunderts, der Architekten. Doch, wie schon Max Weber erkannte, auch wenn die ideale Gesellschaft jenseits der Möglichkeit liegt, ist nichts ernsthaftes in der Politik zu erreichen, wenn man nicht an sie glaubt. Denn, und das ist ja der Kern des Blochschen Werks, die Menschheit weiß, dass sie in einer schlechten, weil unvollkommenen Welt lebt, und will eine bessere.

Aber was für eine bessere? Hier, glaube ich, gibt es leider nicht nur ein Prinzip Hoffnung. Das fortschrittliche neunzehnte Jahrhundert, tief in der Aufklärung verwurzelt, konnte sich nur ein weltweites, allgemeinemenschliches Ideal vorstellen. In den vor-feministischen Worten der Neunten Symphonie: "Alle Menschen werden Brüder." Das verband alle dem Fortschritt verbundene Politik des neunzehnten Jahrhunderts: den Freihandel, die sozialistischen Arbeiterbewegungen, ob friedlich oder aufständisch, und sogar die nationalen Einigungs- und Befreiungsbewegungen. In jedem Fall sollte der Sieg der guten Sache zur Utopie des ewigen Frieden und der Völkerverbrüderung führen. Im schrecklichen zwanzigsten Jahrhundert, Erfinder der "ethnischen Säuberung" und des Genozids, ist es anders geworden. Statt der einigenden Utopien stehen wir heute den teilenden, und manchmal mörderischen, der Nationalismen, der Konfessionen, der wirklichen und erfundenen "Gemeinschaften": allgemein gesagt, der sogenannten "kollektiven Identitäten", gegenüber. Man träumt heute zu oft den weltzerstörenden Traum der Befreiung als Absonderung, als Säuberung von den "Andern", der im vergangenen Jahrhundert zum Alptraum der Welt wurde. Denn der Nationalsozialismus war für seine Anhänger auch eine Art Utopie. Leider lebt sie noch. Die Befreier Indiens vom britischen Imperium, Erben der Aufklärung und der großen Revolution, werden heute abgelöst von den bewusst "völkischen" Ideologen eines reinen Hindustaat. Israel steht heute nicht im Zeichen der Erben des sozialistisch-utopischen Zionismus, sondern im Zeichen der Erben der dem Faschismus nahen Ideologie Jabotinskys. Tito ist tot, aber die Erben der

Tschetniki und der Ustascha leben und töten. Nur im kürzlich befreiten Südafrika gilt noch das bewusst nicht-rassische, d.h. universale Ideal der Befreiung des African National Congress. Aber wer weiß wie lange es den Tod des großen Nelson Mandela überdauern wird.

Ernst Bloch zitiert im "Prinzip Hoffnung" das Wort Oscar Wildes: "eine Weltkarte auf der das Land Utopia fehlt, taugt nichts". Das stimmt. Wir wollen alle dorthin reisen. Wir können ohne Utopie nicht leben. Doch es gibt leider gute und böse Utopien, und, besonders in den letzten Jahren, gibt der Zerfall der guten den bösen Spielraum. Nicht alle Hoffnung ist gut. Zur guten Utopie gehört der Glaube an die universalen Werte der Aufklärung: sie muss, wie in den Worten der Neunten für ALLE Menschen gelten, nicht nur für ein beschränktes "wir", oder sogar - das ist die Logik der Werbeideologie in der Marktgesellschaft - für ein asoziales "ich". Bloch selbst erkannte, wenigstens in den Tübinger Jahren, dass das Prinzip Hoffnung, die soziale Utopie, diesen Glauben erfordert. Denn ohne ihn steht es schlecht mit der Menschheit.

Ich danke Ihnen.

© E.J.Hobsbawm 2000